Sonntags-Beilage des Halle'schen Tageblattes.

Nr. 8. Sonntag, 22. Februar. 1891.

Aller guten Dinge.

Novellette von Konrad Telmann.

[Nachdruck verboten.]

(Schluß.)

„Darum gräme Dich jetzt nicht mehr!“ erwiderte sie mit ihrem feinen, vielsagenden Lächeln. „Die Hauptsache bleibt ja, daß Du in allen Ehren frei bist, und nun nutze Deine Freiheit!“

„Hm,“ machte er und versank wieder in sein Brüten. Eine Weile hörte man nichts, als das Schmettern des Kanarienhahns, der im Nebenzimmer am offenen Fenster dem sinkenden Tag aus seinem Bauer einen Gruß nachrief, und die Sonnenstrahlen trieben auf dem Teppich ihr schweigsames Spiel. „Ich finde, Du nimmst Deine Freiheit gar nicht so freudig auf, wie man denken sollte,“ sagte Martha endlich.

„Oh doch, doch,“ entgegnete er in leichter Verwirrung, „nur —“

Er stockte, und auch sie sagte nichts mehr. Plötzlich stand er auf, ergiff ihre beiden Hände und sagte: „Ich bin Dir sehr, sehr dankbar, Koustne. Ich kann es Dir gar nicht so ausdrücken, wie dankbar ich Dir bin, aber ich habe immer noch so eine unbestimmte Empfindung, als würde ich es Dir einmal klar und deutlich beweisen können.“

„Das klingt ja enorm feierlich!“ lachte sie, „hoffentlich, aber beweisest Du mir Deinen Wunsch, Dich zu revanchiren, bei andrer Gelegenheit, als ich's gethan, nicht?“

Er verstand nicht gleich, was sie sagen wollte, dann aber mußte auch er lächeln. Und sich zum Scherzen zwingend, ob zwar ihm bitter ernst zu Muthe war, sagte er: „Oh, auch dabei, warum nicht?“ Und galant fügte er hinzu, nicht ohne Treuherzigkeit: „Nur daß Dich schwerlich Jemand wieder freigeben würde, wenn er Dich einmal festhält.“

„Ah!“ machte sie, in erheuchelter Wehmuth den Kopf wiegend, „das klingt zwar sehr ritterlich, aber es wird sich leider niemals bewähren. Wenn bisher Keiner nach mir gefragt hat, wär's doch sehr wunderlich, wenn es jetzt geschehe, wo ich auch noch das Einzige verloren habe, was möglicherweise früher einem Mann hätte an mir gefallen können: mein bischen Jugend. Das mußt Du zugeben das ist logisch, nicht wahr?“

Ewald erwiderte nichts darauf, er war sehr nachdenklich geworden. Und sie immerfort anblickend, sagte er, ganz in seine Gedanken verloren: „Es ist doch eigentlich höchst eigenthümlich, daß keiner nach Dir gefragt hat, Martha. Ich habe all' diese Tage darüber sinnen müssen.“

„Lieber Gott!“ fiel sie munter ein, „hattest Du denn gar nichts Gescheidteres zu thun? Ueberhaupt: weshalb reden wir denn immer von mir? Ich dächte, Dir müßte jetzt Wichtigeres auf der Seele liegen, Ewald. Wenn Du die blonde Tilly erobern willst —“

„Ja, machte er gedehnt, „wenn ich sie erobern will —“

„Nun? Was soll das heißen! Du solltest doch jetzt mehr als je Dich dazu gereizt fühlen und alle Deine Kräfte aufs Aeußerste anspannen —“

„Ich? Warum?“

„Weil Du andernfalls leicht post festum mit Deiner Werbung kommen könntest.“

„Ach so, die Geschichte mit dem kleinen Osten!“

„Das sagst Du ja so phegmatisch, als wäre nichts daran oder Du wärest Deiner Sache ganz sicher, ihn auszustechen, wenn es Dir nur erst beliebte.“

„Hältst Du es denn für Ernst?“ fragte er mit leise erwachender Neugierde.

„Ich weiß sogar, daß es Ernst ist.“

„Du weißt das? Wieso?

„Weil die blonde Tilly mir den Brief gezeigt hat, in welchem Fritz von Osten, Sekondelieutnant p. p. in aller Form um ihre Hand anhält.“

Ewald machte ein höchlichst verdutztes Gesicht. „Du scheinst mit der Zeit zur Allerweltsvertrauten in unserer lieben Vaterstadt zu werden!“ sagte er nicht ohne Empfindlichkeit. „Anny gesteht Dir unverfroren ein, daß sie mich zu entbehren weiß, und Tilly zeigt Dir sogar — aber ist das denn wirklich wahr? Dieser Osten — es ist doch unglaublich. Und was hat sie ihm denn geantwortet? Hat sie ihm ordentlich heimgeleuchtet? Ich hielt das ganze, offen gestanden, für eine müßige Erfindung.“

„Oh, das ist sie gar nicht. Reelle Wahrheit. Und Tilly hat sich drei Tage Bedenkzeit ausgebeten.“

Ewald stieß ein höhnisches Lachen aus. Bedenkzeit? Du scherzest. Sie kann sich da noch bedenken? Aber das ist ja unmöglich.

„Herr Ewald, ich verstehe Dich gar nicht mehr recht,“ fiel Martha kopfschüttelnd ein. „Du hast eine Art, über die andern Männer zu urthellen — als ob es außer Dir nicht auch noch ernst zu nehmende Bewerber für junge Damen geben könnte!“

„Ach ja, ja, ja,“ machte er ungeduldig. „Aber dieser Osten! Ich begreife gar nicht, wo solch' ein Mensch die Kourage herntimmt, um ein Mädchen, wie Tilly, zu werben. Ich an ihrer Stelle hätte ihm doch gleich von vornherein derb die Wahrheit gesagt, statt ihm auch nur drei Tage lang die Hoffnung zu lassen, die Möglichkeit freizuhalten —“

„Ja, aber Du verkennst Tilly durchaus,“ unterbrach ihn Martha. „Diese Möglichkeit ist gar nicht so schwächlich, wie Du ohne Weiteres annimmst. Frau von Osten, — Freifrau von Osten, das klingt, das reizt. Es ist viel hübscher, als Tilly Müller oder meinetwegen Moltnaro. Es würde sich auf dem Theaterzettel wundervoll ausnehmen. Und es giebt zugleich eine Stellung in der Gesellschaft, die auch nicht zu verachten ist, am wenigsten für eine Schneiderstochter, wie Tilly. Bühnenheldinnen, die berühmt werden wollen, heirathen immer adlige Kavaliere, das kannst Du in allen Theateralmanachen lesen, und damit ist ja auch beiden Theilen geholfen. Auf eine Freifrau von Osten wird man selbst auf den Brettern viel eher aufmerksam, als auf ein Fräulein Moltnaro, wie die Welt nun einmal ist. Dazu gefällt Osten den Frauen eben besser, als Dir. Kurz: die Sache ist denn doch gar nicht von der Hand zu weisen, sondern im Gegentheil viel, viel gefährlicher, als Du meinst.“

Ewald hatte ein paarmal spöttisch aufgelacht und dann angefangen, durch's Zimmer hin und her zu laufen. „Das wird ja immer besser,“ rief er, „Du nimmst also auch noch quasi ihre Partei! Diesen Osten ernsthaft als Bewerber sich zu denken! Es ist haarsträubend. Und weshalb hat sie Dir denn eigentlich seinen Brief gezeigt? Im Grunde ist das doch sehr indiskret. Sie fühlte sich wohl noch gar geschmeichelt und wollte sich vor Dir brüsten, wie? Herrlich! Herrlich! Wahrscheinlich hat Osten diese Briefe doch gleich lithographirt vorräthig, denn er braucht ja alle vier Wochen einen neuen. Und ein Weib wie Tilly geht ihm auf den Leim! Man möchte den Glauben an das weibliche Geschlecht überhaupt aufgeben, wenn man dergleichen erleben muß!“

„Bravo! Bravo!“ machte Martha, während er sich mit beiden Händen durch die Haare fuhr, so wollt' ich Dich, das ist die rechte Stimmung, die sich für Dich schickt. Du warst merkwürdig apathisch und phlegmatisch geworden für einen Liebhaber. Je mehr Du außer Dich geräthst, desto energischer wirst Du nun für Deine Sache eintreten. Ich wollte Dich nur etwas in Feuer bringen.“

„Es ist also alles nicht wahr?“ fragte er stehenbleibend.

„Doch, alles. Auf mein Wort. Uebermorgen erwartet Herr von Osten Tilly's Entscheidung. Bis dahin hast Du also noch zwei Tage. Nutze sie zu Deinen Gunsten! Ich wiederhole Dir: nimm die Sache nicht leicht! Du täuschest Dich gewaltig über die Chancen Deines Nebenbuhlers. Und übrigens: Tilly zeigte mir den Brief, um meinen Rath einzuholen. Ich habe das Glück, als alternde Jungfer merkwürdig viel Vertrauen bei jungen Mädchen zu erwecken.“

„Nun? Und welchen Rath hast Du ihr denn gegeben?“

„Den, daß sie das ganz allein mit sich selber ausmachen müsse und daß ich in solchen Dingen ihr ebenso wenig rathen könne, wie irgend ein Andrer. Ich habe sie nebenbei sogar darauf hingewiesen, daß sie ja noch andre Bewerber habe, die doch auch in Rechnung zu ziehen seien. Weiter konnt' ich nichts für Dich thun. Nun mach' es selber mit ihr aus und bringe Deine Sache zu gutem Ende.“

„Du bist ja heute merkwürdig für diese meine Bewerbung um Tilly eingenommen, Martha,“ sagte Ewald gedehnt.

„Da Du mir gesagt hat, Du seiest sicher, dort Dein Lebensglück zu finden. — Und Dich finde ich heute merkwürdig lau, Ewald. Deine Rage scheint schon wieder verflogen.“

„Sag' lieber: meine Indignation,“ fiel er ruhig ein. „Uebrigens dank' ich Dir für Deine Nachricht herzlich. Ich bin nun ganz mit mir selber im Klaren über das, was ich zu thun habe.“

„Das will ich hoffen. Endlich!“

„Aber das ist ganz etwas anderes, als Du von mir zu erwarten scheinst.“

„Wieso?“

Ich werde nämlich diese zwei Tage die Hände ganz ruhig in den Schoß legen und Tilly gar nicht wiedersehen.“

„Ich glaube, Du bist toll, Ewald!“

Nicht im Geringsten. Denn ich denke mir so: entweder liebt sie mich, dann kann sie keinen Anderen erhören, und ich darf ganz ruhig sein; oder sie liebt mich nicht, dann würde mir's auch nicht helfen, wenn ich mich jetzt noch um sie bemühte, und es würde sogar schrecklich für mich sein, wenn sie mich schließlich erhörte. Also — bis übermorgen! Und nun nochmals vielen, vielen Dank!“

Er sprach jetzt mit so klarem, männlichen und überlegenen Ton, als ob auch nicht der kleinste Rest eines Zweifels in ihm zurückgeblieben und überhaupt nichts mehr über die ganze Sache, die für ihn abgethan war, zu sprechen wäre. Martha sah ihn mit kopfschüttelnder Verwunderung und halbem Lächeln an, ließ ihn aber gewähren und drückte ihm zum Abschied warm die Hand.

Ewald führte seinen Vorsatz, ohne einen Augenblick wankend zu werden, aus. Er wunderte sich selber darüber, daß er während der nächsten zwei Tage keine Minute lang in Versuchung gerieth, Tilly aufzusuchen, ja, er war nicht einmal besonders gespannt oder neugierig auf die Entscheidung, die sie treffen würde, und ertappte sich sogar einmal über dem Gedanken, daß er, selbst wenn sie Herrn von Osten eine Absage zu theil werden ließ, sich doch die Sache sehr reiflich werde überlegen müssen, ob er wirklich seine Werbung um sie fortsetzen solle. Und als ihm das einigermaßen beschämend vorkam, rechtfertigte er seine Bedenken vor sich selber damit, daß ein Mädchen, welches auch nur vorübergehend auf die Idee gerathen könne, einem Herrn von Osten ihre Hand zu reichen, welches eine solche Möglichkeit auch nur erwäge, dadurch schon von vornherein sich der Liebe und Werbung eines Mannes, wie er, unwürdig, total unwürdig gemacht habe. Und dann sah er mit ruhiger Heiterkeit der Entscheidung entgegen.

Am Abend des zweiten Tages nach seinem Besuche bei Martha erhielt er von dieser ein Billet mit den Zeilen: „Tilly Moltnaro theilt mir soeben mit, daß sie Herrn von Osten ihre Zusage geschickt habe. Morgen wird die Verlobung im „Tageblatt“ publizirt. Ich beeile mich deshalb, Dich vorzubereiten. Armer Ewald! Deine Taktik war doch nicht die rechte. — Martha.“

Der „arme Ewald,“ der diese Zeilen las, ließ einen langgedehnten Pfiff hören und machte ein Gesicht, das keineswegs Verzweiflung, sondern eher Erleichterung ausdrückte und jedenfalls als eine Versinnbildlichung der Empfindung erschien: „Fahr hin! Es ist auch am besten so.“ Dann zog er seinen Ueberrock an und ging zu Martha.

„Du willst Dir wohl Trost bei mir holen?“ fragte ihn die, als er mit merkwürdig feierlicher Miene bei ihr eintrat. „Aber ich habe wirklich keinen für Dich. Du hast es ja verschmäht, zu kämpfen. Nun trage Deine Niederlage!“

„Ich fühle mich merkwürdig wenig trostbedürftig und merkwürdig wenig niedergeschmettert,“ versicherte Ewald mit einer Art von Humor, den sie noch gar nicht an ihm kannte. Ich schwöre Dir zu, daß ich Tilly Herrn von Osten und ihr ihn gönne und daß gar keine Bitterkeit in meinem Herzen zurückgeblieben ist, sondern nur die Ueberzeugung darin wohnt, daß ich ein ungeheuerlich großer Narr gewesen bin.“

Und dabei sah er sie, sich behaglich in seinen Sessel zurücklehnend, unverwandt an mit einem Lächeln, daß ihr plötzlich das Blut in die Schläfe hinauftrieb. „Das ist das Stadium der Selbstverhöhnung, sagte sie, „das einer schweren Enttäuschung zu folgen pflegt.“

„Nein,“ erwiderte er, „das jede Selbsterkenntniß vorbereitet. Es wird sich nun also nur noch fragen, Martha' ob Du einen so kompletten Narren würdig befinden willst —“

„Um Gotteswillen!“ unterbrach sie ihn aufspringend, „doch keine Liebeserklärung? Mir? Und jetzt? Ich flehe Dich an!“

„Aller guten Dinge sind drei,“ versetzte er mit ungerührter Festigkeit. „Wenn Du aber willst, kann ich ja mit meiner Erklärung auch noch warten. Kommen muß sie, das siehst Du doch wohl selber ein. Und wenn sie Dir jetzt noch zu verfrüht, zu kompromittirend erscheint —“

„Nein, sie muß durchaus nicht kommen,“ fiel Martha trotzig ein und warf den Kopf auf. „Ich danke dafür, als Nothbehelf zu fungiren. Du willst natürlich nur Deine Blamage bei Tilly hinter einer Verlobung verdecken und zugleich Anny Tandler beweisen, daß —“

„Hm,“ machte Ewald Warner, „dieser Verdacht liegt eigentlich nahe, d. h. er läge nahe bei einer minder feinfühligen und edelsinnigen Dame, wie Du es bist, Martha. Und ich will auch gar nicht ganz in Abrede stellen, daß ich es verdient hätte, jetzt von Dir mit Schimpf und Spott davongejagt zu werden, um meiner unglaublichen, ungeheuerlichen Dummheit willen und weil ich viel zu spät gekommen bin. Aber auf der andern Seite kann ich von einem so klugen und verständigen Mädchen wie Du —“

„Das Schmeicheln wird Dir wenig helfen, lieber Ewald!“

„Soll es auch gar nicht. Ist die einfache, nackte Wahrheit. Also: von solch einem Mädchen kann ich nicht annehmen, daß sie bloß aus Stolz und Trotz und beleidigtem Ehrgefühl nun einen Mann abweisen sollte, der ihr eine ernste und ehrliche Herzensneigung entgegenbringt, wenn sie im Uebrigen hiervon überzeugt ist und an ein Glück für sich und ihn glauben könnte. Das wäre denn doch zu „romanhaft“ gehandelt für solch ein Mädchen und sähe ihr gar nicht ähnlich. Es kommt also wohl nur darauf an, ob sie hiervon überzeugt ist und hieran glaubt.“

Er hatte mit einer gewissen überlegenen Ruhe gesprochen, vor der sie, ob wollend oder nicht, den Kopf hatte senken müssen. Ueberhaupt schienen sie Beide ihre Rollen getauscht zu haben, und mit ihm war eine seltsame Veränderung vorgegangen. Er nahm ihr die Worte, mit denen sie ihn hätte demüthigen können, von den Lippen fort ohne sich im Geringsten zu schonen, und gewann durch dies offene Spiel ihr einen nicht wieder einzubringenden Vorsprung ab. „Du bist Dir wenigstens über Dich selber nicht im Unklaren,“ murmelte sie ausweichend, ohne auf seine Worte eigentlich einzugehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18910222030/fragment/page=0001

„Nein, gar nicht," versetzte er. „Es giebt im Grunde kein epitheton ornans, — schmückendes Beiwort, mein' ich, — das für mich zu drastisch wäre, und ich gestatte Dir hierdurch, mir jedes nach Verdienst zu theil werden zu lassen. Ich war thörcht genug, mich zuerst zu entschließen, überhaupt zu heirathen, und mir dann eine passende Frau zu diesem Zwecke zu suchen, — wobei ich natürlich an zwei ganz unpassende gerieth, — statt daß ich durch meine Neigung zu irgend einem weiblichen Wesen mich hätte naturgemäß erst auf die Idee, ja, auf die Nothwendigkeit führen lassen müssen, eben dieses und nur dieses zu heirathen oder gar keins. Da lag der Kardinalfehler; die Prämisse fehlte, und also war das Facit unlogisch. Und wenn ich nicht viel zu lange überhaupt mich als Junggeselle eingewöhnt hätte —"

„Und mich viel zu oft verliebt hätte," fiel Martha ein.

Er aber vollendete ruhig: „— so hätte ich längst darüber klar sehen müssen, daß ich Dich lieb hatte, Martha, daß Du unweigerlich zu meinem Leben gehörtest und daß ich in Dir alles fand, was ich bei einem weiblichen Wesen an meiner Seite überhaupt suchte. Ich war zu bequem geworden, zu verwöhnt, Martha. Ich wollt' es noch besser haben und hätte doch wissen sollen, daß es Besseres für mich auf der Welt überhaupt nicht geben konnte. Wenn Du mich also lieb hast, Martha, wenn Du es mit mir versuchen möchtest — trotz aller meiner Fehler — weil doch aller guten Dinge drei sind, Martha, und nun sicherlich, ganz sicherlich kein weiterer Irrthum meinerseits —"

Er hatte ihr die beiden Hände hingestreckt, und sie ließ die ihren von ihm ergreifen und halten.

Immer noch die Stirn gesenkt haltend, sagte sie, während er sie leise an sich zog, verschämt: „Ich muß Dir etwas bekennen, Ewald, aber eigentlich ist's schrecklich. Du hast mich neulich gefragt, warum ich nicht geheirathet habe. Weißt Du warum? Weil ich auf Dich gewartet habe, eitler, thörichter, verblendeter Mensch! Und deshalb eine alte Jungfer geworden!"

„Und wirst nun meine junge, herrliche, geliebte Frau!" rief er jubelnd und sie lag in seinen Armen.

Vom Neid.

Eine Fastenpredigt.

Es schadet nicht, auch hier an dieser Stelle die Todsünde vorzunehmen. In der Religionsstunde habe auch ich sie nicht gelernt. Aber damals habe ich noch nicht verstanden, was der Hochmuth, der Neid, die Völlerei, der Zorn und so weiter seien. Man wird auf viele Dinge aufmerksam, indem man vor denselben gewarnt wird; in der That ist für den kindlichen Geist und das kindliche Herz oft nichts nachtheiliger, als die sogenannte moralische Lektüre. Ich bin nicht der Einzige, der die erste Kenntniß von der Sünde aus Erbauungsbüchern geschöpft hat. Wie die Furcht vor dem Verlust mit dem Besitze, so entsteht die Begierde mit dem Verbot.

Aber indem ich Dich vor meinen Richterstuhl lade, freundlicher Leser, erkläre ich mich im Vorhinein mitschuldig in Sünde und Schwäche. Ich suche das Recht zur Sittenpredigt auch nicht, in mir, sondern darin, daß wir jetzt in den Tagen leben die uns zur Buße mahnen. Und da ich nicht zu den heiligen Männern gehöre, die Wasser predigen und Wein trinken: so bekehre ich vielleicht einen und den anderen Sünder zu tugendhaftem Lebenswandel. Groß wird meine Freude hierüber sein, und wenn sich die heilsame Wandlung in Dir vollzogen hat, so werde ich Dich fragen, wie das gekommen sei, — damit ich mir auch helfen könne, „denn ich leide selber an der Gicht."

Mein unvergeßlicher Freund, der Schuster von Ispahan, von dessen Lippen der Honigseim der Weisheit träufelt, sagt in seiner „Pechfäden" überschriebenen Sammlung: „Geld allein macht nicht glücklich; man muß auch welches haben." Ein neuerer Philosoph, Amyntor, umschreibt diesen Fundamentalsatz, wie folgt: „Reichthum allein bietet noch kein Glück und die Sehnsucht der unbemittelten Masse nach Geld ist ein Schmachten, welchem das günstige Geschick zum Heile der Schmachtenden die Erfüllung größtentheils versagt."

Hier will ich zunächst auf den Unterschied aufmerksam machen, der sich im Leben der Reichen und der Armen so oft kundgiebt. Der Reiche (ich nehme das Wort im gebräuchlichen Sinne und verstehe darunter den mit irdischen Gütern gesegneten verständigen Menschen), der Reiche genießt bewußt oder bewußt das Recht, seiner Persönlichkeit überall Geltung zu verschaffen und seine Individualität jederzeit mit starker Distinktion aufrecht zu erhalten. Zu Hause benimmt und zeigt er sich so, wie er wirklich ist, ohne sich vor einem Besuch oder einem Fremden Zwang aufzuerregen. Er möge was immer für einen vornehmen Gast haben, so ändert er doch nichts an der Hausordnung an der Art der Bedienung, an den Gewohnheiten. Dies gibt dem Reichen, wenn er auch geistig nicht zählt, eine Sicherheit und Ruhe, die sich immer gleichbleibt. Und dieser Komfort der Seele, diese aequa mens, scheint in den Augen Anderer Charakterfestigkeit, Lebenskunst, Formgewandtheit.

Der sogenannte arme Teufel hingegen kriecht demüthig durch die Welt. Die politisch kompromittirte, jedoch gesellschaftlich giltige Losung der „Zeiten und Arten" stets befolgend, schmiegt er sich den Gewohnheiten Anderer an; fühlt er sich auch in seinem bescheidenen Heim durch seine reichen und verwöhnten Besucher gedemüthigt, gedrückt, so wird er doch deren Gunst allenthalben und in Allem um den Preis seiner Individualität suchen. Ohne Zaudern verzichtet er auf seine Gewohnheiten, wenn er sieht, daß diese seinen vornehmen Gast stören. Wer auf diese Art eine freiwillige Unabhängigkeit sucht, zeigt sich nie so, wie er ist, sondern kopirt, ahmt nach, insoweit seine beschränkten Vermögensumstände es gestatten. Wenn er nun gar in geistiger Beziehung über den Reichen steht, so scheidet er bei aller äußerlichen Freundlichkeit in seinem Innern ein feines Gift aus, das seine Unbefangenheit stört, sein Urtheil verbittert. Auch sein Charakter leidet; seine Achtung und Neigung ist Heuchelei, und hinterrücks schleudert er Schaumflocken jenes seinen inneren Giftes auf den, der mehr besitzt, als er selbst. Neid nagt an seinem Herzen, und er sucht die Ursache seiner Verdrossenheit, seines Unmuthes in seiner Armuth nicht dort, wo er sie gefunden hätte: in seiner sittlichen Schwäche.

Der Neid schlägt seine Krallen im Allgemeinen in sein eigenes Herz; er bewegt sich in einem engen Kreise; er ist, wenn ich es so ausdrücken darf, präzis. Die Bauerndirne beneidet nicht das Fräulein, weil dieses ein schöneres Gesicht, ein schöneres Kleid hat; aber es frißt ihr das Herz ab, wenn sie sieht, daß ihre eigene Standesgenossin Vorzüge vor ihr hat. Und während gewiß keiner meiner Leser sich nach dem Thron von Bulgarien sehnt, fühlt sich irgend ein armenischer Dadian recht unglücklich darüber, daß es nicht ihm beschieden war, den Dorneuthron des Rosenlandes einzunehmen. Mit einem Wort: figulus figulum odit. Indeß giebt es manche Gelegenheit, die zahlreiche Elemente des gesellschaftlichen Lebens in einen und denselben Rahmen faßt, welche sonst Rang und Vermögen von einander getrennt halten. Aber nicht der Rang, welchem der einfache Staatsbürger, nicht das Vermögen, welchem Mangel, vielleicht Noth gegenübersteht; nein! — sondern die „Schattirung"; die Krone, die um zwei Zacken weniger hat, aber doch schon Vornehmheit bedeutet; das Vermögen, welches seinem Besitzer vollständige Bequemlichkeit sichert, aber um einige Hunderttausend oder um eine Million geringer ist als das eines Andern, — diese geringen Unterschiede erzeugen den blutigen Neid. Seht diese Dame dort! Sie ist schön, jung und gebildet. Ihre Manieren sind vornehm. Vermögen und Erziehung geben ihr ein Recht darauf, auf der Höhe des Lebens, im Zenith des irdischen Glückes sich in Glanz zu baden und Rosen zu pflücken; aber sie muß vor einer Thür stehen bleiben, innerhalb welcher für sie das verbotene Paradies beginnt. Es steht kein Engel mit dem feurigen Schwert davor, der ihr den Eingang verwehrt, sondern ein riesiger Portier, in der Faust einen gewaltigen Stock mit ungeheurem silbernen Knopf und einer großen Troddel daran. All' ihre Schuld, wegen deren sie dort nicht eintreten darf, besteht darin, daß einer ihrer Ahnen vergessen hat, als Kreuzritter zu kämpfen. Ihre einzige Genugthuung ist nun, wenn der Enkel eines Sarazenenbekämpfers grimmig das hübsche Gesicht ansieht und ärgerlich sagt: „Wozu soll ihr das?!"

Es giebt Menschen, denen jeder Reichthum imponirt, die vor jedem Krösus, vor jedem Abkömmling alter Ahnen sich verbeugen, sich an ihn drängen, an seinem Tische schmarotzern, sich im Glanze seines Goldes oder seines Wappens sonnen und es als eine große Auszeichnung betrachten, wenn von dem fremden Schimmer ein kleiner Schein auf ihre Armuth fällt. Das ist die Charakterabzehrung, die Anbetung des goldenen Kalbes, ein so armer Mensch hält sich für besser, wenn er der Welt zeigen kann, daß er bei einem Baron oder Bankier Zutritt hat. Er fälscht das Wort des Dichters, nach welchem nur die Lebenden Recht haben; in seinen Augen haben nur die Recht, welche etwas haben. Eine Abart dieser Gattung bilden die Naiven, die mit ihrer reichen Verwandtschaft großthun, während sie selbst Noth leiden. Einem Solchen gereicht es schon zur Befriedigung, wenn er zu seinem Nachbar, der ebenfalls ein armer Schlucker ist, sagen kann, wie gut es sein Verwandter habe, in wie prächtigen Salons dieser wohne. Er bewundert den Reichthum aus voller Ueberzeugung, ohne Neid, wie er ohne Neid die Sonne bewundert.

Auf der anderen Seite wieder ist ein steifnackiger, eingebildeter, unhöflicher Geselle, der in seinem Hidalgo-Bettlerstolz grob ist. Ein ungenießbarer, herber und unversöhnlicher Sonderling, der in jedem Reichen einen Betrüger oder dummen Kerl sieht, dem das blinde Glück seine reichsten Geschenke in den Schooß geworfen hat, „mit denen der Unglückliche nichts anzufangen weiß". Dieser arme Teufel wieder leidet an Hypertrophie des Charakters. Er hält es für seine Pflicht, immer zu widersprechen, so oft der Reiche den Mund aufthut, und glaubt, die Berührung mit einem vermögenden Menschen verunreinige seine katonische Seele. Man braucht jedoch nicht eben ein scharfes Auge dazu, um ihm den Neid und die Neigung zu dem wahnsinnigen Axiom: „Eigenthum ist Diebstahl" vom Gesicht herabzulesen. Mit seiner verkehrten Auffassung von der Welt und den Menschen langweilt er sich und Andere und ist er in seiner Art ebenso einseitig und unausstehlich, wie der Goldprotz, der mit seinem vollen Beutel prahlt.

So wie es Menschen giebt, die unfähig sind, Juwelen zu tragen, und größtentheils einen großen goldenen Siegelring mit ungravirtem Stein am Zeigefinger der rechten Hand stecken haben (ein Anblick, bei dem mich eine ästhetische Uebelkeit erfaßt), so giebt es Leute genug, die nicht wissen, was sie mit ihrem Reichthum anfangen sollen. Trotzdem ist der Reichthum Macht und verleiht dem Vermögenden ein Uebergewicht über den Unvermögenden. Wen diese Thatsache verbittert, der wird folgerichtig sich über jedes schöne Gesicht, über jeden stattlichen Wuchs ärgern, der ihn verdunkelt, und er wird auch den Sänger hassen, aus dessen Kehle süßer Gesang strömt, während er selbst kein schönes Gesicht, keinen staatlichen Wuchs, keine süße Stimme hat.

Ist ja die Natur selber aristokratisch, die dem stämmigen Mann, den schwächlichen Knirps — der schlanke blühenden Frau das höckrige, blasse Weib gegenüberstellt. Das einzige Korrektiv, das sie den Enterbten bietet, ist ihre unerschütterliche Eitelkeit.

Wer sich nicht damit zufrieden zu geben vermag, daß sein Nächster besser ist als er selbst, der wird in seinem Herzen hochmüthig die Frage erwägen: warum denn ein Zweiter oder ein Dritter eine bessere Stellung einnimmt als er selbst, und er ist ein moralischer Schwächling, der sein Gebrechen zu einer Tugend aufbauschen möchte. Die bis zum Halse zugeknöpfte Hoheit seines Hypercharakters ist ein zerlumpter Rock, aus dessen Löchern der Neid guckt . . .

Hat Dir die Medizin geholfen, lieber Leser, so schreibe es mir, damit auch ich diese Fastenpredigt beherzige. „Denn ich leide selber an Gicht." Porzé.

Räthselecke *)

Räthsel.

Zeitabschnitt, Gegend und Maß —
Also der Deutungen drei!
Denke, und dann ist's ein Spaß.
Fällt es nicht jetzt schon dir bei?

Es liegt noch tief im Schacht begraben,
Mit Mühe wird es ausgebracht;
Doch ist es erst zu Tag gefördert,
So wird es froh bekannt gemacht.

Im Schachte war sein Werth verborgen,
Am Lichte wird er offenbar;
Und hielt es erst die Feuerprobe,
So blickt es euch ins Auge klar.

Doch sprecht mir nur nicht von Metallen,
Von Gold und Silber und sofort;
Es ist nicht alles Gold, was glänzet,
Und noch im Schachte liegt mein Wort.

Nicht Knappen sind es, welche suchen,
Es sind ja meistens schöne Frau'n;
Auch liegt der Schacht nicht in der Erde,
Er liegt in ihren Köpfen traun;

Der Jäger hat mich auf dem Strich,
Der Krähen Schaar verfolget mich.
Ließ vorwärts oder rückwärts mich,
Ich bleibe unveränderlich.

Den dunkeln, dichten Fichtenwald
Erwähl' ich gern zum Aufenthalt;
Verhaßt ist mir der Sonne Licht,
Weil es mir in die Augen sticht.
Die Nacht, die keines Menschen Freund,
Mir stets nur angenehm erscheint.
Mein Ton klingt hohl und schauerlich,
Den eigenen Namen rufe ich.

Stets geschieht, was mir gefällt;
Ich gebiete nur im Stillen,
Doch erfährt es alle Welt,
Und beeilt sich, meinen Willen
Aufs getreuste zu erfüllen,
Ja, ich Königin regiere
Ohne Thron, Palast und Wacht,
Und selbst der, der mich verlacht,
Beugt sich lachend meiner Macht,
Wer nicht glaubt, was ich diktire,
Wird zur Strafe lächerlich.
Und ob ewig wechselnd ich
Oft zur Thorheit euch verführe,
Mir vertraut und fröhnet ihr;
Doch trotz dem Respekt vor mir
Bleib' ich Stichblatt der Satyre.

Hast du die Erste ausgesprochen,
So kannst du nimmermehr zurück,
Die Brück' ist hinter dir gebrochen,
Vollende nunmehr dein Geschick.

Zur zweiten Silbe flehte knieend
Der alten Hirtenvölker Schaar,
Zum fernen Osten weiter ziehend
Wirst du des Ganzen Reich gewahr.

Dreisilbig ist's ein finst'rer Mann
Mit blanken scharfen Waffen,
Ein jeder blickt ihn furchtsam an,
Hat nichts mit ihm zu schaffen.

Zweisilbig hör's die Neugier gern
Und scheut nicht Zeit noch Mühen,
Es überall von nah und fern
Recht reichlich einzuziehen.

Einsilbig wird es nimmermehr
Sehr große Eile zeigen.
Wird dir vielleicht das Rathen schwer?
Besinn' dich, ich muß schweigen.

Wenn es dir soll gelingen.
Zu dringen bis zu mir,
So bleib' vor allen Dingen
Nicht steh'n an deiner Thür.
Nur schade — wenn mit Mühe
Dein Fuß genaht mir ist,
So bin ich fern. — Ich fliehe
Stets hin, wo du nicht bist!

Die Auflösungen folgen in nächster Sonntags-Nummer.

Die Namen aller Derjenigen, welche uns auf schriftlichem Wege richtige Lösungen einsenden, werden dann auch veröffentlicht.

Auflösungen der Räthsel aus letzter Sonntags-Nummer.

Auflösung des **1. Räthsels:** Würfel.

Auflösung des **2. Räthsels:** Lilienstein.

Auflösung des **3. Räthsels:** Erde.

Richtige Lösungen: 1, 2 u. 3 Ernst Schaefer, 2: G. Dreyhaupt.

*) Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Fischer.

Verlag und Druck von R. Nietschmann in Halle.
Expedition des „Halle'schen Tageblattes: Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18910222030/fragment/page=0002